

**Zeitschrift:** Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur  
**Band:** 50 (1970-1971)  
**Heft:** 12: Das Jahr 1921 : 50 Jahre "Schweizer Monatshefte"  
  
**Artikel:** Nach einem halben Jahrhundert  
**Autor:** Brock, Erich  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-162536>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 19.11.2024

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

der Wochenschrift «Das Freie Wort». – <sup>26</sup>F. Feyler, «La Suisse stratégique dans la Société des Nations», in: *Revue Militaire Suisse*, Nr. 3 u. 4, März/April 1921. – <sup>27</sup>«Vermutlich bin ich nicht der einzige Ihrer Leser, der befremdet war, dass solche Äusserungen unter dem Schutze der genannten Vorbemerkung in Ihrem Blatte erschienen.» Andreas Heusler an Oehler, Brief vom 2. Juli 1921, AGZ, Nachlass Oehler. – <sup>28</sup>Theophil von Sprecher, «Einige Bemerkungen über die heutige militärpolitische Lage der Schweiz», *Schweizerische Monatshefte*, 1. Jg., Heft 4 (Juli 1921), S. 145–151. – <sup>29</sup>Ulrich Wille, «Die

Bedeutung unserer Wehrkraft», a. a. O., 1. Jg., Heft 7 (Oktober 1921), S. 289–295. – <sup>30</sup>Eduard Müller, «Notiz betreffend meinen Verzicht auf das Bundespräsidium für 1919», a. a. O., 1. Jg., Heft 8 (Nov. 1921), S. 337–343. Die Notiz ist datiert vom 25. 12. 1918. Ulrich Wille, «Die hinterlassenen Aufzeichnungen von Bundesrat Müller und die Wahrung unserer Unabhängigkeit», a. a. O., 1. Jg., Heft 9 (Dez. 1921), S. 385–389. – <sup>31</sup>Vgl. Briefwechsel Theophil von Sprecher – Hans Oehler, 1920/27, AGZ, Nachlass Oehler. – <sup>32</sup>General Ulrich Wille an Hans Oehler, Brief v. 1. 12. 1921, AGZ, Nachlass Oehler.

Soweit nicht anders vermerkt, wurden die Unterlagen dem Archiv der Arbeitsgruppe für Zeitgeschichte, Zürich (AGZ), entnommen.

## Nach einem halben Jahrhundert

ERICH BROCK

Die Rückbesinnung auf die vor fünfzig Jahren erfolgte Gründung der «Schweizer Monatshefte» gibt Anlass, sich die damalige Zeitlage in der Schweiz heraufzurufen, aus welcher die Zeitschrift herauswuchs. Die Gründung war vorwiegend ein *politischer* Akt und auch bewusst als solcher gedacht. Das traf in gut schweizerische Überlieferung. Wie bis auf den Grund dieses Volk leidenschaftlich politisiert ist, wurde mir erst ganz klar, als ich kürzlich das umfangreiche Buch von Emil Spiess über Troxler las (Francke-Verlag, Bern), das gerade durch seinen breiten Hinabstieg in den Kampf aller gegen alle bis in die kleinsten Zeitungen, Flugschriften, persönliche Intrigen einen unübertrefflichen Querschnitt durch den politischen Alltag jener Zeit gibt.

Die Zeit nach dem Ersten Weltkrieg war in der deutschen Schweiz aussenpolitisch höchst erregt. Während die welsche Schweiz sich zu Kriegsbeginn geschlossen für die westliche Kriegspartei moralisch eingesetzt hatte und dabei auch weiterhin wanklos verharrte, waren die Sympathien der deut-

schen Schweiz in erheblichem Masse bei den Deutschen gewesen. Der kulturelle Einfluss Deutschlands war während des Zweiten Reiches stark, und die geradezu metaphysische Begeisterung, die 1914 in Deutschland aufbrandete, riss auch manche Schweizer mit hin, trotz des schweren Schocks, welchen die Besetzung Belgiens bedeutete. Den Krieg überbrückelte diese Parteinahme unter verschiedenen Einflüssen allmählich nicht unbeträchtlich ab, um so mehr als in Deutschland selbst, teils auch unter der Wirkung der Kriegsleiden, besonders der Hungersnot, das Volk von der anfänglichen Ideologie in Unsicherheit und Zweifel absank. Trotzdem war der Restbestand an Deutschfreundlichkeit 1918 noch wesentlich und wuchs dann unter dem niederschlagenden Eindruck der Versailler Friedensbedingungen eher noch an.

Diese Einstellungen waren zweifellos von Bedeutung für die Gründung der «Monatshefte». Wichtiger war ein anderer, wenngleich damit zusammenhängender Gesichtspunkt. Die Machtstellung der Siegermächte schien nun so widerstandslos, dass ihr Druck fast selbsttätig die Neutralität der Schweiz in Gefahr bringen konnte. Da diese Mächte im Namen der Zivilisation, des Fortschrittes, der Menschheit, der Demokratie und des Rechts gekämpft und gesiegt zu haben meinten, so konnte diese Ideologie leicht als Rechtfertigung, auch vor sich selbst, dafür dienen, die Schweiz zu unbedingter moralischer und politischer Gefolgschaft gegenüber der westlichen Mächtegruppe mit mehr oder minder sanftem Druck zu nötigen. Die Organisation, welche die Völker unter jenen idealen Gesichtspunkten zusammenzufassen beanspruchte, war der Völkerbund. Deutschland hatte noch keinen Platz darin. Da die Politik des Völkerbundes von Anfang an allzu einseitig auf die Interessen seiner Begründer ausgerichtet war, so konnte die Schweiz befürchten, in Kombinationen hineingezogen zu werden, die einen neuen Krieg gebären könnten. Tatsächlich war es zum Beispiel der versprochene, aber dann durchaus vernachlässigte Schutz der Minderheiten, welche von den Friedensschlüssen (teils befreit, zum grossen Teil aber) neu geschaffen worden waren – der einen erheblichen Beitrag zum Zweiten Weltkrieg lieferte. Nun trat die Aufforderung an die Schweiz heran, dem Völkerbunde beizutreten. Die Befürworter des Beitritts waren neben solchen, deren Sympathien von vornherein und gefühlsmässig bei den Siegermächten waren, grösstenteils ehrliche Idealisten, welche die grossen Ideale, zu denen sich der Völkerbund bekannt hatte, ernst nahmen und verwirklichen helfen wollten. Auf der andern Seite standen *auch* gefühlsmässig abgeneigte, aber gleichfalls ehrlich besorgte Patrioten, die viel Reales für ihr Misstrauen gegen den Völkerbunds-Idealismus anzuführen hatten. Zwischen beiden Fronten entbrannte ein geradezu homerischer Kampf, wie die Schweiz in ihrer widerstreitsreichen Geschichte wenige gesehen hat. Die Partei der «Westler» siegte.

Nun bildete sich als Organisation, welche weiterhin für die Ziele der Völkerbundsgegner eintrat, der «Volksbund für die Unabhängigkeit der Schweiz». Und angesichts der Notwendigkeit, ein periodisches Organ für die Ansichten und die Beweisgründe dieser Männer zu schaffen, kam es zur Gründung der «Schweizer Monatshefte». Die Gründer waren ein Kreis von angesehenen Intellektuellen grossenteils in gehobenen Stellungen, welche die erforderlichen Mittel ohne Schwierigkeit aus ihrer Mitte aufbringen konnten: Bertheau, Rieter, Börlin, Curti, Blocher, Hektor Ammann, Andreas von Sprecher und andere. In der Wahl des Redaktors waren diese Männer wenig glücklich, wie auch noch ein zweites Mal, so dass man sich in beiden Fällen später im Unfrieden von ihm trennen musste.

«Volksbund» und «Monatshefte» lieferten eine Reihe von Jahren einen nicht zu unterschätzenden, im ganzen doch konstruktiven Beitrag zum politischen Leben der deutschen Schweiz. Später traten bei beiden, unter der Überschattung der Weltlage seitens des «Dritten Reiches» und der Kompromittierung *jeder* Art von Deutschfreundlichkeit durch dieses, bestimmte Fehlentwicklungen auf, welche bei einigen der beteiligten Männer eine innere Brüchigkeit offenbarten, für andere eine echte Tragödie bedeuteten. Nach mancherlei Schwankungen trat dann Beruhigung ein, die eine Neubestellung der Zeitschrift auf neuen Grundlagen erlaubte.

Das eben umrissene, zweifellos im Mittelpunkt stehende politische Interesse, das die «Monatshefte» hervorbrachte, wurde aber noch begleitet von einem zweiten Interesse, welches viele prominente Mitarbeiter anzog. Man kann es vielleicht mit dem notwendig unscharfen Ausdruck «Konservativ» bezeichnen. Das bezog sich zu einem Teil auf die Innenpolitik, viel breiter aber auf die Kulturpolitik. Es ist erstaunlich, welche grosse Zahl von damals klingenden Namen im Eintreten für ein heimatbewusstes, wurzelechtes deutschschweizerisches Geistesleben sich um die «Monatshefte» scharte. Jeder Blick in die ersten Jahrgänge bestätigt das. Erstaunlich vor allem, wenn man von heutigen Verhältnissen und Standpunkten her urteilt, von wo ja kaum noch Gerechtigkeit für jene Vergangenheit zu gewinnen ist. In den meisten intellektuellen Kreisen lächelt man jetzt nur noch über «konservative» Ideale. Kulturell seien sie «Gartenlaube», politisch «faschistoid». Damals war die Gegnerschaft nicht sehr grundsätzlich, mehr durch politische Parteiung bedingt. Immerhin regte sich als Gegner ein gewisser westlich bestimmter Ästhetizismus, der uns heute allerdings als in seiner auflockernden Funktion gar nicht unberechtigt erscheinen würde – besonders im Vergleich mit dem *jetzigen* Ansturm von links. Was man doch dagegen sagen konnte (auch dies ins Politische hinüberspielend), liess sich weithin der Deutung von Thomas Mann als «Zivilisationsliteratum» unterstellen. Jedenfalls aber darf man darin nicht zu weit gehen, damalige Positionen von heutigen her aufzufassen. Vor allem wird es nicht

haltbar sein, Dinge, die damals viele der Besten bewegten, nur aus der Richtung der grausamen Desavouierung zu betrachten, welche ihnen oder einigen davon seither durch die Erdrutsche der Geschichte zuteil geworden ist.

Thomas Mann – dem nachsinnend, erscheint es mir nun kaum erlässlich, zur Ausmalung des Gesagten noch einige persönliche Erinnerungen anzufügen. Es war damals Pfarrer Eduard Blocher, der mich zur Mitarbeit an den neugegründeten «Monatsheften» heranzog – ein Mensch von unvergesslicher geistiger Rechtschaffenheit und Unbestechlichkeit, der später auch von Deutschland, das er liebte, nichts Ungebührliches moralisch hinnahm, selbst wo ihn das in manchen Kreisen vereinsamte. Meine Mitarbeit war ganz vorwiegend eine «kulturelle». Es erstaunt mich, jetzt rückschauend festzustellen, wie sehr mich damals unter den gegebenen Perspektiven das Problem Thomas Mann umtrieb. Er war ein heller Stern meiner Jugend – die auch schon zurücklag. Seine «Betrachtungen eines Unpolitischen» hatten mir manches verworren Gefühlte abgeklärt – obwohl die Formulierungen darin ganz notwendig weithin ohne Bestimmtheit blieben und damit Lücken offen liessen, in der sich Obskurantismus ansiedeln konnte – und es auch getan hat. Jedenfalls vermochte ich Thomas Manns abrupten Umschwung um hundertachtzig Grad, zu dem, was er später «Meliorismus» nannte, nicht so schnell mitzumachen. Nicht nur blieb bei aller Grundberechtigung ein bloss aufklärerischer Beigeschmack darin, der hinter die in den «Betrachtungen» erarbeitete Problematik zurückwich; auch das eben noch gebrandmarkte «Zivilisationsliteratentum» schien mir im «Zauberberg» in den Kern vorzudringen, was ich Mann mit gallenbitteren Worten vorwarf – ohne zu ahnen, dass ich wenige Jahre darnach mit ihm, dem nun von den Ereignissen wenigstens weithin Gerechtfertigten, dazu im geheimen Glanze des Josepshromans Erstrahlenden, der fast alle Bedenken jetzt niederschlug – dass ich mit Herrn und Hund in freundlichem Gespräch auf dem Zollikerberg wandeln würde. War derselbe auch ein Zauberberg?

Dennoch glaube ich, aus beruhigteren Blickwinkeln auf jene stürmische Zeit hinschauend, nach ernstlicher Prüfung und Vornahme einiger Abzüge für unüberblickbare Zeitumstände verantworten zu können, was ich damals schrieb. Was halbverstanden mich in der Tiefe bewegte, war Misstrauen, ja Widerwille gegen alles blosse Parteigängertum. Schon damals kam das recht deutlich heraus in einem kleinen Beitrag zu den «Monatsheften»: «Gedanken in Wettingen»; aber es bedurfte einiger Jahrzehnte, um diese Sicht mit *positivem* Inhalt zu füllen. Mag sein, dass man sich damit im aktiven Kampf der Politik nicht behaupten kann; hinlänglich Viele sind darin. Gegen ihre Einseitigkeit schleuderte Bismarck das Wort Coriolans: «You get home, you fragments.» Sie *sind* darin zu Hause! Es muss aber wohl auch Menschen geben, die es nicht ertragen, den Ausblick und die Verpflichtung auf

ein dialektisches Ganzes verbaut zu wissen, und das im vollen Bewusstsein, dass die Idee dieses Ganzen zu gefährlichen Zweideutigkeiten führen kann, wenn der Ausblick ein Ausdruck der Schläffheit und Verschleifung ist und nicht durch ernstliche, entschiedene Bemühung um die Einzelpositionen hindurch geschieht. Es stehen in Thomas Manns «Betrachtungen» noch heute beherzigenswerte Dinge darüber.

## Die Ferdinand-Hodler-Story

*Aufstieg und Niedergang seines Ruhms*

WALTER HUGELSHOFER

Im Herbst des Jahres 1921 zeigte das Kunstmuseum Bern während zweier Monate an die 900 Arbeiten des 1918 65jährig in Genf gestorbenen Malers Ferdinand Hodler. Es war die umfangreichste Hodler-Ausstellung, die je gezeigt worden ist, und ein nationales geistiges Ereignis. Sie sollte, wie das Vorwort des Kataloges sagt, «dem Schweizervolke in einer schwierigen Zeitperiode eine schöne, erhebende Schau bieten». Gleich zu Beginn stellt Conrad von Mandach, der Berner Museumsdirektor, fest: «Ferdinand Hodler ist einer der grössten Meister der modernen Zeit. Hodler war ein Bahnbrecher auf dem Gebiete der Kunst. Er hat uns Wege geöffnet, die die schweizerische Malerei auf eine ungeahnte Höhe gebracht haben. Sein Wirken hat weit über unsere Grenzen hinaus das künstlerische Schaffen mit neuem Leben durchdrungen. Mit Hodler ist ein Malergenie auf die Welt gekommen. In ihm verbanden sich die Gaben der Natur mit einer eisernen Willenskraft und mit einer nie versiegenden Schaffensfreude. Ist es nicht unsere heilige Pflicht, einen so grossen Menschen in unserer Vaterstadt zu ehren?» Das ist recht hoch gegriffen und mit Überzeugung vorgebracht. Doch wurde diese Meinung damals von vielen geteilt. Wir wollen uns überlegen, wie es dazu kommen konnte und welches die Reaktion heute, 50 Jahre später, auf seine künstlerische Lebensarbeit ist.

Die Schaffenszeit Hodlers hat zwei sehr verschiedene Teile. Die ersten 30 Jahre etwa fallen ins 19., die folgenden 15 ins 20. Jahrhundert. Gegen das Ende des letzten Jahrhunderts hat sich der Zeitcharakter stark verändert.